

Otto Friedrich Bollnow

## Über die Tugenden des Erziehers \* 1 2

### Inhalt

1. Liebe 2
2. Geduld 4
3. Vertrauen 6

Über die Tugenden des Erziehers zu sprechen ist heute ein gewagtes Unternehmen. Man setzt sich dabei dem Verdacht aus, vor einer nüchternen wissenschaftlichen Behandlung des Erziehungsvorgangs in eine billige moralisierende Betrachtungsweise zurückzuweichen, die wir durch die Ausbildung einer empirischen Erziehungswissenschaft endlich überwunden zu haben glaubten. Schon das bloße Wort „Tugend“ ist heute nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im alltäglichen Sprachgebrauch verdächtig geworden. Es klingt nach einer ängstlichen Anpassung an die Forderungen der herrschenden Moral, nach der Haltung eines blassen Musterschülers, der sich nicht aufzulehnen wagt und sich widerspruchslos allen Anforderungen seiner Umwelt fügt. Tugendhaftigkeit scheint mehr in einem Verzicht als in der Äußerung eines kraftvoll sich entfaltenden Lebens zu liegen. War noch vor 100 Jahren die Tugendhaftigkeit die Auszeichnung eines wohlgeratenen jungen Menschen, so wird sich die heutige Jugend nicht gern als tugendhaft bezeichnen lassen. Von einem tugendhaften Lehrer oder Erzieher zu sprechen ist heute nahezu unmöglich. Es würde gleich die Vorstellung von Untertanengeist und mangelnder Zivilcourage erwecken.

Und dennoch darf man bei aller wissenschaftlichen Behandlung des Erziehungs- und Unterrichtsvorgangs nicht vergessen, daß es letztlich der Mensch ist, die in ihrer vollen Menschlichkeit überzeugende Persönlichkeit, die im Kind erst die Erziehungsbereitschaft hervorruft und ohne die alle Erziehungsbemühung wirkungslos bliebe. Ich erinnere an das tiefe Wort Adalbert Stifters aus dem „Nachsommer“: „Zur Erziehung muß man etwas sein. Wenn jemand etwas ist, dann erzieht er auch leicht.“ Dadurch angeregt fragen wir weiter: Läßt sich dieses Sein nicht noch etwas genauer bestimmen? Wir sagen auch, er muß eine Persönlichkeit sein, und das Person-sein des Lehrers rückt heute nach langer Vergessenheit wieder stärker in die Diskussion. Aber wir fragen dar- [1/2] über hinaus:

---

\* Erschienen im Berichtband: Kinderprobleme — Problemkinder, hrsg. von Asperger und Haider, Salzburg 1978, im Selbstverlag. Wiederabgedruckt in der Zeitschrift „Lehren und Lernen 1979, Heft 7, S. 1-10. Die Seitenumbrüche dieses Nachdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

<sup>1</sup> Anmerkung des Verfassers: Zur genaueren Begründung verweise ich allgemein auf meine früheren Arbeiten: Die pädagogische Atmosphäre, Heidelberg 1964, 4. Aufl. 1970, und: Wesen und Wandel der Tugenden. Frankfurt a.M. 1958.

<sup>2</sup> Anmerkung der Schriftleitung: Der im folgenden abgedruckte Beitrag wurde 1978 zum ersten Mal auf der Pädagogischen Werkwoche in Salzburg gehalten. Der Vortrag wurde ferner an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg und auf Einladung von Frau Schulrätin Kalz vom Staatlichen Schulamt Ulm bei einer Schulrätetagung in Tettang gehalten, wo er auf eine breite Resonanz stieß. Auf Veranlassung von Frau Schulrätin Kalz erfolgt die Veröffentlichung in dieser Zeitschrift, wofür wir an dieser Stelle sehr herzlich danken. Der Vortrag erscheint neben der angegebenen Stelle auch in der von Professor Wittig herausgegebenen Zeitschrift „Pädagogik zwischen Ost und West“. Der Wiederabdruck in „Lehren und Lernen“ geschieht mit seiner freundlichen Zustimmung.

Welches sind die besonderen Eigenschaften, die eine Erzieherpersönlichkeit als solche bestimmen? Wir bezeichnen sie als seine Tugenden, und ich glaube, daß wir keinen Grund haben, dieses gute alte Wort zu vermeiden, wenn wir es nur im Sinne der griechischen arete verstehen, die die vollkommene Ausprägung einer spezifischen Eigenschaft, nicht nur eines Menschen, sondern auch eines Tiers oder sogar eines Geräts bezeichnet, seine „Bestheit“, wie der Tübinger Gräzist Schadewaldt dies Wort übersetzt hat und wie es ja auch im Deutschen in der Herkunft des Wortes Tugend von Taugen, Tauglichkeit und Tüchtigkeit zum Ausdruck kommt.

Die Frage nach den spezifischen Tugenden des Erziehers, d.h. die Frage nach den besonderen Qualitäten, die zur Erfüllung seines Bildungsauftrages erforderlich sind, ist meines Wissens lange nicht systematisch gestellt worden (obgleich natürlich über einzelne von ihnen, an die verschiedensten Stellen verstreut, manches Gute gesagt und geschrieben ist). Ich möchte aber nicht versäumen, hier wenigstens an den großen Didaktiker Wolfgang Ratke zu erinnern, dessen Werk nach mehr als 400jähriger Verborgenheit jetzt endlich in einer Publikation der Ostberliner Akademie der Wissenschaften zugänglich gemacht ist. Vor allem in seiner „Schuldienersamtslehr“ erörtert er im Rahmen einer umfassenden Berufskunde des Lehrers, wie sie in dieser Vollständigkeit wohl nie wieder unternommen ist<sup>3</sup>, auch die Voraussetzungen, die der Lehrer erfüllen muß, wenn er sein Amt angemessen ausüben will. Dabei unterscheidet er zwischen den Tugenden, die dem Lehrer schon als Menschen allgemein zukommen, und denen, die aus den besonderen Anforderungen seines Berufs entspringen. Zu den letzteren gehören bei Ratke neben der Gottesfurcht, die er als „Grund und Fundament aller anderen Tugenden“ betrachtet, die „Liebe gegen die Lehrjünger“, d.h. die Schüler, die Demut, die Freundlichkeit, die Treue, der Fleiß usw. Ich kann das hier nicht weiter ausführen, aber wollte doch die Gelegenheit ergreifen, auf dies lange vergessene Werk mit Nachdruck hinzuweisen.

Mein Ziel ist heute bescheidener. Ich möchte nur drei Tugenden herausgreifen, die mir beim Erzieher für das Gelingen seiner Bemühungen besonders wichtig zu sein scheinen: die erzieherische Liebe, die Geduld und das Vertrauen.

## 1.

Die erste der erzieherischen Tugenden ist die Liebe. Sie allein gibt dem auf die Veränderung der seelischen Struktur des zu Erziehenden gerichteten Tun einen warmen menschlichen Ton und macht überhaupt erst den Eingriff in die Persönlichkeit des Kindes, so sehr dieser sachlich berechtigt und gefordert sein mag, für das Kind erträglich. Aber mit dem Wort Liebe ist zu wenig gesagt. Es ist eine Liebe besonderer Art, die wir in ihrer Besonderheit erfassen müssen.

a) Man hat seit alters her gern von einem pädagogischen Eros gesprochen und damit auf die tief sinnige Lehre Platons verwiesen: die Liebe [2/3] zur schönen Seele im schönen Leib des Knaben, die sich dann zur Liebe zum Schönen überhaupt erhebt. Und sicher ist damit, wenn wir von der Besonderheit der griechischen Knabenliebe absehen, etwas We-

<sup>3</sup> Wolfgang Ratke, Allunterweisung. Schriften zur Bildungs-, Wissenschafts- und Gesellschaftsreform. Hrsg. v. Gerd Hohendorf und Franz Hofmann. Bearbeitet von Christa Bresche. Monumenta Paedagogica. Hrsg. von der Kommission für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Band VIII.

sentliches getroffen: der eigentümlich ästhetische, frohgemute, ich möchte sagen: frühlinghafte Zug in der erzieherischen Zuwendung. Wir freuen uns an dieser Freude des Erziehers an seinem Tun. Viele sind erst dadurch zu Erziehern geworden.

Trotzdem liegt in dieser Erotisierung der Erziehung, auch wenn sie noch so vergeistigt verstanden wird, eine Gefahr. Auf jeden Fall trifft sie nicht den Kern des erzieherischen Verhältnisses, und es ist wichtig, sich den Unterschied klarzumachen. Max Scheler hat in seinem Buch über „Wesen und Formen der Sympathie“ in überzeugender Weise herausgearbeitet, wie die Liebe nicht etwa blind macht, wie eine verbreitete Redensart sagt, sondern im Gegenteil die Augen öffnet für die in einem Menschen vorhandenen Wertqualitäten. Die Liebe ist bewundernd, aufschauend, nicht umsonst spricht man in der Umgangssprache von einer Angebeteten und einem Anbeter. Auf jeden Fall: der Liebende liebt den Menschen so, wie er ist, in der in ihm erscheinenden Vollkommenheit. Er kann gar nicht auf den Gedanken kommen, an dem geliebten andern Menschen etwas ändern zu wollen. Zusammengefaßt: die erotisch verstandene Liebe schließt die Absicht, etwas verändern zu wollen, und damit die pädagogische Absicht aus, und wo sie auftritt, wird sie vom Geliebten als Verrat an der Liebe empfunden. Das gilt auch vom Verhalten zum Kind. Die ästhetisch geprägte Liebe freut sich an der Vollkommenheit des Kindes, und zwar grade so, wie es jetzt ist, in diesem Stadium seiner Entwicklung. Sie kann höchstens nur mit Wehmut daran denken, wie bald die Entwicklung darüber hinausgeht und die jetzige Schönheit wieder zerstört. Sie fragt vielleicht in tiefer Resignation, warum aus so glücklich-schönen Kindern so abscheuliche Erwachsene werden.

Noch einmal: Die erotische Liebe nimmt den geliebten Menschen so, wie er ist. Fehler an ihm erkennen zu müssen, ist schmerzlich, und solche Fehler verbessern zu wollen, also erziehen zu wollen, ist Versündigung am Geist der Liebe. Ein Erziehungsversuch zerstört die Liebe, der er doch in guter Absicht dienen wollte, und diese Wirkung ist oft nicht wieder rückgängig zu machen. Das ist vielleicht eine der schmerzhaftesten Erfahrungen, die der liebende Mensch machen kann.

b) Aber nicht alle Liebe ist Eros. Es gibt noch eine ganz andere Liebe, nämlich die sich hinabneigende Liebe zum notleidenden und geschundenen andern Menschen, die in Ehrfurcht vor dem Leiden hinabsehende Liebe, die aus dem Mitleid entspringt und die sich im Willen zur Hilfe, zur Linderung der Not auswirkt. Während die erste Form dem antiken Kulturkreis entsprungen ist, gehört die zweite der christlichen Überlieferung an. Es ist die agape, die Caritas. Auch sie hat sich als wesentlicher Faktor in der Erziehung ausgewirkt, als besondere Hinwendung zu den Armen und Unterdrückten, zu den geistig und körperlich Behinderten. [3/4] Pestalozzi mag mit seiner Armenerziehung als großes Beispiel dastehen. Mönchsorden und Kongregationen haben schon im Mittelalter Bewundernswertes geschaffen, und in der heutigen Sozialpädagogik ist das wieder lebendig. Man könnte mit einigem Recht den unter deprimierendsten Bedingungen arbeitenden Sonderschullehrer als den Heiligen unserer Tage bezeichnen. Der Pädagoge fühlt sich in innerster Seele mit den vom Leben Benachteiligten verbunden und empfindet in sich das Streben, die Ungerechtigkeit ihres Schicksals, soweit es in seinen Kräften steht, auszugleichen.

c) Und trotzdem ist die aus der Caritas entsprungene Hilfe noch kein eigentlich erzieherisches Verhalten. Sie will dem anderen Menschen in seiner Not beistehen, indem sie seine Umstände verändert. Ihn selbst aber will sie nicht verändern (oder höchstens so weit, daß er imstande ist, sich mit seinen widrigen Umständen besser abzufinden). Erziehung aber

will den Menschen verändern. Wenn man auch die Erziehung gelegentlich nicht ganz unmißverständlich als Lebenshilfe bezeichnet hat, so ist das doch eine Hilfe besonderer Art, nämlich eine solche, die nicht die Umstände, sondern den Menschen selbst betrifft. Die erzieherische Hilfe will, ganz banal ausgedrückt, dem Kind oder allgemein dem anderen Menschen helfen, eine neue Stufe seiner Entwicklung zu erreichen. Insofern ist auch die richtig verstandene Psychotherapie nicht nur Heilung, d.h. Wiederherstellung eines durch die Krankheit verlorengegangenen gesunden Zustands, sondern zugleich Erziehung, d.h. Hilfe bei der Erreichung einer neuen Reifestufe. Es wäre wohl an der Zeit, das Verhältnis von Pädagogik und Psychotherapie einmal grundsätzlich zu durchdenken. Im Sinn der Richtung auf die zu erreichenden neuen Stufen hat Spranger immer wieder die erzieherische Haltung beschrieben: Der Erzieher sieht im Kind die in ihm angelegten Wertmöglichkeiten — nicht, wie bei Scheler, die schon vorhandenen Werte, sondern die noch schlummernden Wertmöglichkeiten, und diesen will er durch sein Tun zur Entfaltung helfen.

Und trotzdem ist diese Bestimmung ein wenig zu schön. Sie übersieht die leidvollen Erfahrungen, die jeder Erzieher macht: daß es im Kind nicht nur die idealen Möglichkeiten gibt, die es zu entfalten gilt, sondern auch Bosheit und Schwäche, die die Entwicklung behindern und verkehren. Der Erzieher — und mit ihm die pädagogische Theorie — darf hierfür nicht blind sein. Er muß mit seiner Liebe und seinem Blick für die noch schlummernden idealen Möglichkeiten zugleich das Kind ganz realistisch sehen: mit all seinen Schwächen und Gebrechen, die alle seine Erziehung immer wieder in Frage stellen. Mein verehrter Lehrer Herman Nohl hat immer wieder betont, daß erst die Verbindung von idealistischem und realistischem Blick das Wesen des erzieherischen Verhältnisses ausmacht. Und diese Doppelheit bestimmt auch das Wesen der erzieherischen Liebe, in der mehrere Komponenten vereinigt sind: die naive Liebe zum Kind, besonders zum kleinen Kind in seiner rührenden Hilfslosigkeit, die eine aufbauende Arbeit anregende Liebe zu den im Kinde schlummernden Möglichkeiten und die teilnehmend ge- [4/5] duldige Liebe (ich will nicht sagen zu seinen Schwächen, aber) in all seinen Schwächen.

Pädagogisch aber ist diese Liebe nur, wenn sie kein weichliches Nachgeben gegenüber den leider nun einmal vorhandenen Schwächen ist, sondern bei aller Nachsicht den erzieherischen Anspruch unbeirrt aufrechterhält, wenn sie also in aller Milde zugleich streng ist und nur in dieser Strenge das Kind wirklich ernst nimmt. Sie bewegt sich also in der schwer zu gewinnenden Mitte zwischen verständnisvoller Nachsicht und sittlicher Forderung. Weil diese Mitte aber schwer einzuhalten ist, weil sie vom Erzieher die Zurückhaltung seines unmittelbaren Formungswillens fordert, darum ist diese Liebe nicht einfach die Naturanlage eines „geborenen Erziehers“, sondern, wie Spranger es in eindringlicher Warnung vor diesem irreführenden Begriff hervorgehoben hat, eine Tugend, die erst in strenger Selbsterziehung in immer neu geübter Geduld und Zurückhaltung erworben werden muß. „Der Erzieher“, sagt Spranger, wird geboren aus der Selbsterziehung“<sup>4</sup>.

## 2.

Damit sind wir unversehens zu der zweiten großen Erziehertugend gekommen, der Geduld. Zwar ist die Geduld eine allgemein vom Menschen geforderte Tugend und nicht auf

<sup>4</sup> Eduard Spranger, Gesammelte Schriften Bd. 2, Heidelberg 1973, S. 128.

den Erzieher beschränkt, aber sie betrifft den Erzieher in einer ganz besonderen Weise. Aber ehe wir auf das besondere Problem der vom Erzieher geforderten Geduld eingehen, ist es zweckmäßig, einige allgemeine Erwägungen über das Wesen der Geduld vorzuschicken und etwas nachholen, was ich in früheren Arbeiten nicht voll genug gesehen habe. Die Geduld betrifft auf der einen Seite das Verhältnis des Menschen zur Zeit. Sie ist die Kunst des Abwarten-Könnens. Sie ist darum so schwer zu erlernen, weil der Mensch die natürliche Neigung hat, den Ereignissen, insbesondere den erfreulichen, in Gedanken vorzueilen, ihr Eintreten nicht abwarten zu können. Er verzehrt sich dann in seiner Ungeduld und vernachlässigt die Forderung des Augenblicks. Die Geduld ist demgegenüber die Fähigkeit des Warten-Könnens, bis der richtige Zeitpunkt gekommen ist, also die Fähigkeit, die natürliche Ungeduld zu beherrschen. Darin kommt der eigentümliche Tugend-Charakter der Geduld zum Ausdruck: Im Unterschied zu anderen, sich von innen heraus entwickelnden, sozusagen natürlichen Tugenden wie Mut, Tapferkeit usw. muß die Geduld erst durch Selbstdisziplin der natürlichen Neigung abgewonnen werden.

Darin kommt zugleich die andere Seite der Geduld zum Ausdruck. Geduld hängt sprachlich mit dulden zusammen (wenn das Wort auch nicht aus dem Verbum abgeleitet ist, sondern das Verbum erst aus dem Substantiv Geduld). Man spricht von einem in Geduld ertragenen Leiden, Geduld bezeichnet das bereitwillige Hinnehmen von Widerwärtigkeiten, das Erleiden also oder Sicheinfügen in das Unvermeidbare mit all seiner Bitterkeit. Es ist eine Tugend der Passivität. Aber auch diese Seite der Geduld faßt sie unter einem bestimmten zeitlichen Aspekt. Geduldig ist [5/6] noch nicht das Hinnehmen eines Schicksalsschlags, einer Niederlage oder eines schweren Verlustes, sondern geduldig ist der Mensch erst in der Dauerbelastung, etwa einer lange währenden Krankheit. Den Schicksalsschlag nimmt man hin und setzt sich mit ihm ehrlich auseinander, und damit ist die Angelegenheit abgetan. Geduld aber übt man bei einer lang anhaltenden Belastung. Sie ist so schwer zu erlernen, weil man sie immer neu aufbringen muß.

Vor diesem doppelten Hintergrund muß man auch die Geduld des Erziehers sehen. Sie ist auf der einen Seite die Kunst des Warten-Könnens und insofern der Geduld des Gärtners oder des Landmanns vergleichbar, die das Wachsen der Pflanzen nicht von sich aus beschleunigen können, sondern warten müssen, bis die Ernte reif geworden ist. Das gilt auch für den Erzieher, soweit man sein Geschäft als ein Wachsenlassen betrachten kann. Aber grade weil der Erzieher die schlummernden Möglichkeiten im Kinde sieht, hat er das natürliche Verlangen, sie auch verwirklicht zu sehen und die Entwicklung so schnell wie möglich voranzutreiben. Die Mutter freut sich über alles, was ihr Kind „schon kann“, und ist geneigt, in ihrer Freude darin gleich ein Wunderkind zu sehen. Der Lehrer freut sich an den Lernfortschritten seiner Klasse und wird ungeduldig, wenn sich einige Nachzügler melden, die etwas immer noch nicht verstanden haben. Daher die Tendenz zur Verfrühung als die spezifische Gefahr der Pädagogik. Und demgegenüber bedeutet die Geduld die Disziplinierung des natürlichen Strebens, der Zeit vorauseilen zu wollen, das richtige Sich-einfügen in den natürlichen Lauf der Zeit. (Wenn ich so von einem Sicheinfügen spreche, so ist damit zugleich gesagt, daß man nicht nur nicht vorauseilen, sondern auch nicht hinter dem, was „an der Zeit“ ist, aus Schuld oder Schwäche zurückbleiben darf. Geduld ist also alles andere als bloße Nachlässigkeit.)

Aber wenn man sagt, daß der Erzieher mit seinen Kindern Geduld haben muß, so hat das noch einen anderen Sinn. Er muß Geduld haben mit ihren Schwächen, Geduld mit ihren Unarten und Bosheiten, Geduld vor allem, wenn sie immer wieder rückfällig werden,

auch wenn sie mit ehrlichem Herzen Besserung versprochen haben. Geduld fordert das Vergeben-Können und die Kraft zu einem neuen Anfang. Und wenn im Evangelium auf die Frage, ob es genüge, seinem Bruder sieben mal zu vergeben, die Antwort gegeben wird: nein, sondern sieben mal siebenzig mal, ist damit die schwere Aufgabe des Erziehers bezeichnet: immer wieder verzeihen und verstehen zu müssen, um nach allen Enttäuschungen mit einem neuen Vertrauen wieder anfangen zu können. Das geht oft an die Grenzen des Menschenmöglichen, und das kann der Erzieher nur leisten, wenn er über alle Rückschläge hinaus das feste Vertrauen hat, daß auf die Dauer gesehen seine geduldige Arbeit nicht vergebens ist.

### 3.

Damit sind wir bei der dritten der Grundtugenden des Erziehers; dem Vertrauen. Es ist heute allgemein bekannt, wie wichtig es für ein Kind [6/7] und besonders für ein kleines Kind ist, daß es in einer Welt aufwächst, in der es sich geborgen fühlt, insbesondere daß es sich mit einem bestimmten anderen Menschen verbunden fühlt, der ihm diese Geborgenheit vermittelt, weil es zu ihm ein uneingeschränktes Vertrauen hat. In der Regel ist es im ersten Lebensalter bekanntlich seine Mutter. Ich kann mich nicht enthalten, hier noch einmal die schönen Worte des mir befreundeten, allzu früh verstorbenen Kinderarztes Alfred Nitschke anzuführen. „Die Mutter“, so schreibt er in seinem schönen Buch über den Menschen als das „verwaiste Kind der Natur“, auf das ich noch einmal nachdrücklich hinweisen möchte. „Die Mutter schafft mit ihrer sorgenden Liebe für das Kind den Raum des Vertrauenswürdigen, Verlässlichen, Klaren. Was in ihm einbezogen ist, wird zugehörig, sinnvoll, lebendig, vertraut, nahe und zugänglich. Daher stammen die Kräfte der Einsicht, die dem Kind den Zugang zur Welt, zu den Menschen und zu den Dingen ermöglichen“.<sup>5</sup> Also: auch das Verständnis der Welt im ganzen wird dem Kind erst durch den Bezug zu einem bestimmten einzelnen Menschen vermittelt. Daher der ungeheure Schaden, der entsteht, wenn ein solcher vertrauenswürdiger Mensch nicht vorhanden ist. Das ist heute bekannt und durch die bekannten Untersuchungen von Spitz vielfach bestätigt.

Sehr viel weniger wird dagegen die Wichtigkeit des in entgegengesetzter Richtung verlaufenden Vertrauens beachtet, des von seiner Umgebung, insbesondere seinem Erzieher, dem Kind entgegengebrachten Vertrauens, des Vertrauens also, das nicht das Kind seiner Umgebung entgegenbringt, sondern das ihm von seiner Umgebung entgegengebracht wird. Und trotzdem gilt auch hier, daß das Kind ohne ein solches ihm von der Umgebung entgegengebrachtes Vertrauen sich nicht richtig entwickeln kann und darum durch den Entzug dieses Vertrauens in seiner Entwicklung schwer geschädigt wird.

Das wird vielleicht am durchsichtigsten am einfachen Fall des Versprechens. Ich kann einem anderen Menschen nur dann etwas versprechen, wenn dieser andere Mensch auch bereit ist, mein Versprechen anzunehmen, und das heißt, daß dieser auch davon überzeugt ist, daß ich mein Versprechen halten kann und halten werde. Verweigert er die Annahme des Versprechens, erklärt er etwa skeptisch oder spöttisch überlegen, daß ich es doch nicht halten werde, weil es mir dazu an Kraft oder an gutem Willen fehlt, so entzieht er mir dadurch die Kraft, dieses Versprechen zu halten, und bringt grade das hervor,

<sup>5</sup> Alfred Nitschke, Das verwaiste Kind der Natur. Ärztliche Beobachtungen zur Welt des jungen Menschen. Hrsg. von August Nitschke. Tübingen 1962, S. 13.

was er befürchtet hatte. Ich kann die Treue nur jemandem halten, der auch von meiner Treue überzeugt ist. Es gibt keine Treue in den leeren Raum. (Dagegen darf man nicht einwenden, daß es auch Versprechen gibt, die man sich selbst gibt. Das ist ein sehr nachlässiger Sprachgebrauch. Sich selbst gegebene Versprechen gibt es nicht. Das sind höchstens gute Vorsätze. Und das ist etwas ganz anderes. Versprechen kann man nur einem anderen geben. Sie bleiben darum immer vom Vertrauen dieses anderen abhängig.)

Dieser Zusammenhang ist für die Erziehung von allergrößter Bedeutung. Nur wo ich dem Kind etwas zutraue, traut es auch sich selbst etwas zu [7/8] und ist bereit, sein Zögern und seine Ängstlichkeit zu überwinden. Daher die große Bedeutung der Ermutigung in der Erziehung, auf die der Kieler Pädagoge Werner Loch so nachdrücklich aufmerksam gemacht hat<sup>6</sup>. Ich muß dem Kind Mut machen, wo es von sich aus noch zögert. Wo man umgekehrt dem Kind etwas von vornherein nicht zutraut, wo man ihm gleich sagt: laß es sein, das kannst du doch nicht, da nimmt man ihm die Kraft, und die Folge ist, daß es das tatsächlich nicht schafft. Es gibt in der Tat kein schlimmeres Gift als das Mißtrauen.

Das kann man noch allgemeiner fassen: Das Kind formt sich unbewußt nach dem Bild, das der Erzieher sich von ihm macht. Es wird wirklich so, wie der Erzieher es von ihm erwartet. Wenn der Erzieher es für ehrlich, ordentlich, fleißig, zuverlässig usw. hält, dann werden eben dadurch die entsprechenden Eigenschaften im Kind geweckt, und es wird ebenso ehrlich, ordentlich, fleißig, zuverlässig usw., wie es der Erzieher von ihm erwartet. Und umgekehrt, wo der Erzieher im Kind immer nur das Schlechte argwöhnt, da wird dieses Schlechte durch den Argwohn gradezu hervorgerufen, und das Kind wird wirklich so dumm und faul und verlogen, wie der Erzieher es von ihm erwartet hatte. Das belastet den Erzieher mit einer ungeheuren Verantwortung; denn sein Urteil über das Kind ist nicht seine Privatangelegenheit, sondern wirkt sich unmittelbar auf die kindliche Entwicklung aus.

Das sind geheimnisvolle Zusammenhänge, die tief in den unterhalb des Bewußtseins wirkenden Gefühlsbeziehungen verwurzelt sind und die wir in der Erziehung sehen und ganz ernst nehmen müssen, obgleich sie sich vielleicht rational nie ganz aufklären und auf eindeutige Kausalbeziehungen zurückführen lassen. Im vollen Ernst gesprochen: der Glaube an einen anderen Menschen hat eine schöpferische Kraft. Er bringt, wie Nicolai Hartmann es sehr tief gesehen hat, „eben dasjenige, woran in einer fremden Person er glaubt, in ihr auch wirklich hervor“<sup>7</sup>.

Das ist für die Erziehung von ungeheurer Bedeutung: Nur wo der Erzieher wirklich an ein Kind glaubt, wo er Vertrauen zu ihm hat, kann sich das Kind entwickeln. Die Frage aber ist: Woher nimmt der Erzieher die Kraft zu diesem Vertrauen? Denn die Wirkung dieses Vertrauens geschieht nicht in der Art eines zwangsläufig wirkenden Naturgesetzes. Sie kann auch ausbleiben, und sie bleibt auch häufig aus. Immer wieder wird der Erzieher enttäuscht. Immer wieder bleibt das Kind hinter den Erwartungen zurück. Immer wieder stößt der Erzieher auf Schwäche und Bosheit. Immer wieder scheitert er bei seinen gut gemeinten Versuchen. Das Scheitern gehört wie wohl in keinem anderen Beruf zur Arbeit des Erziehers. Es wäre Feigheit, das nicht sehen zu wollen. Und hier setzt die eigentümliche Schwierigkeit des Erziehers ein: trotz aller bitteren Enttäuschungen, trotz aller

<sup>6</sup> Werner Loch, Pädagogik des Mutes. Bildung und Erziehung. 18. Jahrg. 1965, S. 641 ff., ders. Die Ermutigung als Beispiel einer erzieherischen Redeform. Die Sprache als Instrument der Erziehung, a. a. O., S. 26 ff.

<sup>7</sup> Nicolai Hartmann, Ethik. Berlin und Leipzig 1926, S. 429.

sogenannten Erfahrung das Vertrauen immer neu aufbringen zu müssen.

Man kann auch nicht einwenden, es genüge ja, wenn der Erzieher ein solches Vertrauen nur vorspielt, wenn er aus sogenannten „pädagogi- [8/9] schen“ Gründen dem Kinde sagt, daß er ihm vertraut, und in Wirklichkeit seine Vorbehalte macht. Von einem solchen Versuch geht keine Überzeugungskraft aus, und er scheitert an seiner inneren Unwahrhaftigkeit. Das Vertrauen ist vielmehr nur dann wirksam, wenn es von der ehrlichen eigenen Überzeugung des Erziehenden getragen wird. Und der Erzieher steht vor der Notwendigkeit, daß er dieses Vertrauen immer wieder aus der inneren Kraft seiner Seele aufbringen muß.

Ein solches Vertrauen ist immer ein Wagnis. Der Vertrauende liefert sich in seiner eigenen Existenz dem aus, dem er sein Vertrauen schenkt. Es gibt grundsätzlich keine Sicherung, und der Vertrauende steht nachher in den Augen der Welt als der „Dumme“ da, wenn sein Vertrauen enttäuscht ist. Man meint, er hätte es ja in einer realistischeren Haltung voraussehen müssen. Aber dieser Spott ist zu billig. Der Erzieher hat diese Möglichkeit durchaus vorausgesehen, und er hat trotzdem vertraut. Die Möglichkeit des Scheiterns gehört nun einmal unablösbar zum Wesen des Erziehers. Er muß wagen, er muß sich engagieren, er muß sich selbst dabei ins Spiel bringen, sich exponieren, und er ist nur dann ein guter Erzieher, wenn er entschieden ja sagt zu diesem mit seinem Beruf gegebenen Risiko.

Von da her verstehen wir die ungeheure Belastung des Erziehers. Er muß trotz aller bitteren Erfahrungen dieses Vertrauen immer wieder neu aufbringen, er muß sich dabei immer wieder dem Risiko eines Scheiterns aussetzen. Das ist fast übermenschlich. Er wird in bezug auf sein Vertrauen zum Kind ständig überfordert. Und es ist nur zu begreiflich, daß viele Lehrer und Erzieher vor der Zeit müde und verbittert werden und dann ihren Beruf nur noch routinemäßig ausüben. Daher noch einmal die Frage: Woher nimmt der Erzieher die Kraft, trotz aller Enttäuschungen dies Vertrauen zum Kind immer wieder neu aufzubringen?

Das gelingt ihm nicht aus eigener Kraft auf bloßen Vorsatz hin. Das ist nur möglich, wenn der Erzieher seinerseits von einem anderen und tieferen Vertrauen getragen ist, von einem Vertrauen darauf, daß trotz aller Rückschläge und Mißerfolge sein Tun einen Sinn hat. Und das ist wiederum nur möglich, wenn er in seinem Tun von einer letzten Sinnhaftigkeit der Welt überzeugt ist, wenn er sich allerletzten Endes doch von einer göttlichen Ordnung getragen fühlt. Nur aus ihr kann die Kraft zu seinem Tun kommen und ohne sie bliebe alle seine Anstrengung eitel und Haschen nach Wind.

Ich bin am Ende. Bin ich erbaulich geworden? Habe ich den Boden einer soliden wissenschaftlichen Erörterung verlassen? Ich glaube es nicht; denn wollte man, um den Forderungen eines bestimmten Wissenschaftsideals zu entsprechen, diese Zusammenhänge aussparen, dann bliebe man bei einem verstümmelten Begriff der Erziehung und könnte nie hinreichend begreifen, was in der Erziehung als einem den Menschen in seinen Tiefen ergreifenden Vorgang geschieht, und könnte darum auch nicht im vollen Sinne erziehen. [9/10]

Und noch ein letztes Wort: Man hat mich kürzlich gefragt, woher ich die Legitimation nähme, diese Tugenden vom Erzieher zu fordern. Dahinter stand unausgesprochen der Verdacht einer autoritären Haltung, gegen die sich eine emanzipatorische Pädagogik rechtzeitig zur Wehr setzen müsse. Davon aber kann hier nicht die Rede sein. Ich habe zu

Beginn meiner Ausführungen mit vollem Bedacht den Begriff der Tugend im Sinn der griechische arete eingeführt, der die vollendete Tauglichkeit für einen bestimmten Zweck bezeichnet. In diesem Sinn sind die Tugenden des Erziehers die Eigenschaften, die er besitzen muß, um seinen Beruf erfolgreich ausüben zu können. Es sind also keine von außen herangebrachten Forderungen, sondern Bestimmungen, die rein immanent aus dem Wesen des Erziehungsvorgangs abgeleitet werden können. Und mag auch die Auffassung von der Erziehung in den verschiedenen Zeiten sich wandeln und mögen sich daraus sehr verschiedene Erziehungsstile entwickeln, so müssen doch diese drei Wesenszüge, die erzieherische Liebe, die Geduld und das Vertrauen immer vorhanden sein, wenn man überhaupt sinnvoll von Erziehung sprechen will; denn ohne sie wäre jeder Erziehungsversuch zum Scheitern verurteilt.